

Vortragsabend im Rahmen der GEW-
Literaturwoche LesArten unter dem diesjähri-
gen Rahmenthema
„Heimat? - Heimat!“

Des Land is doi Land!

Literatur und Lieder zu einem umstrittenen
Begriff

Aschaffenburg, Martinushaus,
18.10.2019

Dies ist der Abschlussabend unserer LESARTEN-Wochen. Ein Pilotprojekt der GEW Aschaffenburg-Miltenberg, dieses Jahr unter dem Rahmenthema Heimat? Heimat! Fragezeichen und Ausrufezeichen rühren daher, dass gerade in letzter Zeit wieder viel über den Begriff gestritten wird, und das zurecht. Wir wollen den Begriff nicht den Rechten überlassen, und wir sind auch ganz und gar nicht der Meinung, wie manche sagen, die sich links nennen, dass schon der Gebrauch des Begriffes ab- oder gar ausgrenzend wirke. Ja, es ist ein brüchiger Begriff. Das dürfte schon an den bisherigen Abenden klar geworden sein. Wir hoffen, das heute Abend nochmal deutlich machen zu können. Einmal mit dem Gebrauch der heimischen Mundart in meinen Liedern, die mit Sicherheit keine „tümlichen“ Lieder sind. Zum anderen durch die Auswahl der Texte von Autorinnen mit Wurzeln in verschiedenen Teilen dieses Planets. Think global – act local – ein Motto von Attac, das auch heute Abend zur Geltung kommt. Lesen werden diese Texte Attac-Freunde wie Ludwig Stauner, dem ich an dieser Stelle danken möchte, dass er uns Zugang zu diesem Haus verschaffte und uns diesen gastlichen Raum ermöglichte, von Dorothea Litzba, Karlheinz Klump und Peter Diekmann. Peter macht den Anfang mit einem kurzen Essay von Kurt Tucholsky zum Thema Heimat, wenn man so will, eine theoretische Grundlegung zu unserem Abend, aber, versprochen, auch der einzige Text in dieser Art.

LesARTen

Heimat? - Heimat!

Freitag, 18.10.2019, 19:00 Uhr, Martinushaus

Des Land is doi Land!

Lieder und Literatur zu einem umstrittenen Begriff

Programm

Vortrag	AutorIn	Titel
Peter	Kurt Tucholsky	Heimat
R.F.	Woody Guthrie/R.F.	Des Land is doi Land
Peter	Sašcha Stanišić	aus „Herkunft“: Heidelberg; Dr. Heimat
R.F.	Cara Dillon/R.F.	Nur en Noigeplackte
Karlheinz	Holger Paetz (Aschaffenburg)	Patriot
Ludwig	Mahmoud Darwish (Palästina)	Dörfler ohne Arg
R.F.	Billy Bragg/Karan Casey/R.F.	Fremder Strand
Ludwig	Ludwig Stauner	Maria im Boot
Dorothea	Ceija Stojka (Roma, Wien)	Solange es Roma gibt
R.F.	Ewan McColl/R.F.	Mach-dich-fort-Lied
	- Pause -	
Ludwig	Hans Traxler (Böhmen/FFM)	Fliegen
R.F.	Donovan/R.F.	Ich will euer Flüchel nit
Karlheinz	Norbert Meidhof (Laufach)	Der Rote Mops
R.F.	ir.trad./R.F.	Dacapo bis Schluss
Dorothea	Sudabeh Mohafez (Iran/BW)	Der Alte König
Ludwig	Pablo Neruda (Chile)	Friedenslied
R.F.	Utah Phillipps/R.F.	Uffgebraucht



Kurt Tucholsky, hier mit „Karlchen und Jakopp“ im November 1927 bei der Spessartwanderung in der Lichtenau, Hafenlohtal

HEIMAT

Kurt Tucholsky

Aus: *Deutschland, Deutschland.*

Nun haben wir auf vielen Seiten Nein gesagt, Nein aus Mitleid und Nein aus Liebe, Nein aus Haß und Nein aus Leidenschaft – und nun wollen wir auch einmal Ja sagen. Ja –: zu der Landschaft und zu dem Land Deutschland.

Dem Land, in dem wir geboren sind und dessen Sprache wir sprechen.

Der Staat schere sich fort, wenn wir unsere Heimat lieben. Warum grade sie – warum nicht eins von den andern Ländern –? Es gibt so schöne.

Ja, aber unser Herz spricht dort nicht. Und wenn es spricht, dann in einer andern Sprache – wir sagen ›Sie‹ zum Boden; wir bewundern ihn, wir schätzen ihn – aber es ist nicht das.

Es besteht kein Grund, vor jedem Fleck Deutschlands in die Knie zu sinken und zu lügen: wie schön! Aber es ist da etwas allen Gegenden Gemeinsames – und für jeden von uns ist es anders. Dem einen geht das Herz auf in den Bergen, wo Feld und Wiese in die kleinen Straßen sehen, am Rand der Gebirgsseen, wo es nach Wasser und Holz und Felsen riecht, und wo man einsam sein kann; wenn da einer seine Heimat hat, dann hört er dort ihr Herz klopfen.

Das ist in schlechten Büchern, in noch dümmern Versen und in Filmen schon so verfälscht, dass man sich beinah schämt, zu sagen: man liebe seine Heimat. Wer aber weiß, was die Musik der Berge ist, wer die tönen hören kann, wer den Rhythmus einer Landschaft spürt ... nein, wer gar nichts andres spürt, als dass er zu Hause ist; dass das da sein Land ist, sein Berg, sein See, auch wenn er nicht einen Fuß des Bodens besitzt ... es gibt ein Gefühl jenseits aller Politik, und aus diesem Gefühl heraus lieben wir dieses Land. Wir lieben es, weil die Luft so durch die Gassen fließt und nicht anders, der uns gewohnten Lichtwirkung wegen – aus tausend Gründen, die man nicht aufzählen kann, die uns nicht einmal bewußt sind und die doch tief im Blut sitzen.

Wir lieben es, trotz der schrecklichen Fehler in der verlogenen und anachronistischen Architektur, um die man einen weiten Bogen schlagen muß; wir versuchen, an solchen Monstrosi-

täten vorbeizusehen; wir lieben das Land, obgleich in den Wäldern und auf den öffentlichen Plätzen manch Konditortortenbild eines Ferschten dräut – laß ihn dräuen, denken wir und wandern fort über die Wege der Heide, die schön ist, trotz alledem.

Manchmal ist diese Schönheit aristokratisch und nicht minder deutsch; ich vergesse nicht, dass um so ein Schloß hundert Bauern im Notstand gelebt haben, damit dieses hier gebaut werden konnte – aber es ist dennoch, dennoch schön. Dies soll hier kein Album werden, das man auf den Geburtstagstisch legt; es gibt so viele. Auch sind sie stets unvollständig – es gibt immer noch einen Fleck Deutschland, immer noch eine Ecke, noch eine Landschaft, die der Fotograf nicht mitgenommen hat ... außerdem hat jeder sein Privat-Deutschland. Meines liegt im Norden. Es fängt in Mitteldeutschland an, wo die Luft so klar über den Dächern steht, und je weiter nordwärts man kommt, desto lauter schlägt das Herz, bis man die See wittert. Die See – Wie schon Kilometer vorher jeder Pfahl, jedes Strohdach plötzlich eine tiefere Bedeutung haben ... wir stehen nur hier, sagen sie, weil gleich hinter uns das Meer liegt – für das Meer sind wir da. Windumweht steht der Busch, feiner Sand knirscht dir zwischen den Zähnen ...

Die See. Unvergeßlich die Kindheitseindrücke; unverwischbar jede Stunde, die du dort verbracht hast – und jedes Jahr wieder die Freude und das »Guten Tag!« und wenn das Mitteländische Meer noch so blau ist ... die deutsche See. Und der Buchenwald; und das Moos, auf dem es sich weich geht, dass der Schritt nicht zu hören ist; und der kleine Weiher, mitten im Wald, auf dem die Mücken tanzen – man kann die Bäume anfassen, und wenn der Wind in ihnen saust, verstehen wir seine Sprache. Aus Scherz hat dieses Buch den Titel »Deutschland, Deutschland über alles« bekommen, jenen törichten Vers eines großmäuligen Gedichts. Nein, Deutschland steht nicht über allem und ist nicht über allem – niemals. Aber mit allen soll es sein, unser Land. Und hier stehe das Bekenntnis, in das dieses Buch münden soll: Ja, wir lieben dieses Land.

Und nun will ich euch mal etwas sagen:

Es ist ja nicht wahr, dass jene, die sich »national« nennen und nichts sind als bürgerlich-militaristisch, dieses Land und seine Sprache für sich gepachtet haben. Weder der Regierungsvertreter im Gehrock, noch der Oberstudienrat, noch die Herren und Damen des Stahlhelms allein sind Deutschland. Wir sind auch noch da.

Sie reißen den Mund auf und rufen: »Im Namen Deutschlands ... !« Sie rufen: »Wir lieben dieses Land, nur wir lieben es.« Es ist nicht wahr.

Im Patriotismus lassen wir uns von jedem übertreffen – wir fühlen international. In der Heimatliebe von niemand – nicht einmal von jenen, auf deren Namen das Land grundbuchlich eingetragen ist. Unser ist es.

Und so widerwärtig mir jene sind, die – umgekehrte Nationalisten – nun überhaupt nichts mehr Gutes an diesem Lande lassen, kein gutes Haar, keinen Wald, keinen Himmel, keine Welle – so scharf verwahren wir uns dagegen, nun etwa ins Vaterländische umzufallen. Wir pfeifen auf die Fahnen – aber wir lieben dieses Land. Und so wie die nationalen Verbände über die Wege trommeln – mit dem gleichen Recht, mit genau demselben Recht nehmen wir, wir, die wir hier geboren sind, wir, die wir besser deutsch schreiben und sprechen als die Mehrzahl der nationalen Esel – mit genau demselben Recht nehmen wir Fluß und Wald in Beschlag, Strand und Haus, Lichtung und Wiese: es ist unser Land. Wir haben das Recht, Deutschland zu hassen – weil wir es lieben. Man hat uns zu berücksichtigen, wenn man von Deutschland spricht, uns: Kommunisten, junge Sozialisten, Pazifisten, Freiheitliebende aller Grade; man hat uns mitzudenken, wenn »Deutschland« gedacht wird ... wie einfach, so zu tun, als bestehe Deutschland nur aus den nationalen Verbänden.

Deutschland ist ein gespaltenes Land. Ein Teil von ihm sind wir.

Und in allen Gegensätzen steht – unerschütterlich, ohne Fahne, ohne Leierkasten, ohne Sentimentalität und ohne gezücktes Schwert – die stille Liebe zu unserer Heimat.



DES LAND IS DOI LAND

frei nach Woody Guthrie, r.f., 27.03.1998, immer mal wieder upgedated

Kimmst von Nord odder Süd,
brauchst e Pause, biste müd:
trink ba uns en Äppelwoi,
sing mit uns e Lied.
Krumborn, Matte un Musik,
dadevoo werd kanner dick!
Des Land is do fer dich un mich.

Des Land is doi Land,
des Land is moi Land,
vom kahle Grund bis
nach Hemschedahl Südrand
Von Heilischebricke
nach Ascheberch-Siddie:
Des Land is do fer dich un mich.

Biste Dorfschul-Lehrer,
odder haste bissje mehrer,
biste'n schwarze Priester
odder gor känn Gottverehrer,
Wessi odder vom Oste -
vellerscht suchste ach en Poste:
des Land is do fer dich un mich.

Ob im schwarze Mercedes -
in roure Strümpf per pedes -
odder ach mi'm griene Fohrrad,
Soi Pläsier find jedes
nur braune Brieh,
braucht's ba uns nie.
Des Land is do fer dich un mich.

Des Land is doi Land,
des Land is moi Land,
von de Alwespitze
bis zum Sylter Sandstrand
Von de Palz üwwer die Brück
bis nach Berlin un noch e Stück:
des Land is do fer dich un mich.

Es Wasser un de Wald -
vielleischt aach de Himmel bald.
sie vekaafe heit alles
mit List un mit Gewalt.
Doch daran ännert nix,
wedder Geld noch alle Tricks:
Des Land is do fer dich un mich.

Un' uff die Dauer
hilft kää Zaun un aach kää Mauer
Des Land is do
fer Lehrer, Awweiter un Bauer
Fer die Fraa un aach fern Mann
wenn aach e Namenschildche dran
Des Land is do fer dich un mich.

Die Welt is doi Welt,
die Welt is moi Welt
un die äänzisch Grenze,
die fer uns zählt,
hammer längst gefunne
zwische owwe un' unne.
Die Welt is do fer dich un mich.

Frei nach unserm Schnawwel,
so dou mer babbln,
egal ob platt odder bayrisch -
wer muss scho houchdaitsch sabbln?
Ob aus Münsche odder Määnz:
soi Sprach verstecke des muss kääns
Modderspraach is gut fer dich un mich.

Des Land is doi Land,
des Land is moi Land.
Wer ni wääß wou er herkimmt,
oh Jässes Heiland,
wie kann der saache -
ganz egal was fer Sprache -
"Du bist du un ich soi ich!"



HEIDELBERG

In Bosnien hat es geschossen am 24. August 1992, in Heidelberg hat es geregnet. Es hätte ebenso gut Osloer Regen sein können. Jedes Zuhause ist ein zufälliges: Dort wirst du geboren, hierhin vertrieben, da drüben vermachst du deine Niere der Wissenschaft. Glück hat, wer den Zufall beeinflussen kann. Wer sein Zuhause nicht verlässt, weil er muss, sondern weil er will. Glück hat, wer sich geographische Wünsche erfüllt. Das gibt dann vorzügliche Sprachreisen, Alterswohnsitze in Florida und Auswanderinnen in die Dominikanische Republik zu besser aussehenden Männern.

Heidelberg begann für mich als eine zufällige Stadt. Ich war vierzehn und hätte von ihr nie gehört, geschweige denn geahnt, wie gut sich am Neckar später mit einer Studentin der Philosophie spazieren lassen würde. Unser Aufenthalt war als kurzzeitige Relung gedacht aus der wirklich gewordenen Unwirklichkeit des Krieges.

Müssten wir jetzt fliehen, wären also die Zustände an den Grenzen 1992 so restriktiv gewesen wie an den EUAußengrenzen heute, würden wir Heidelberg nie erreichen. Die Reise wäre vor einem ungarischen Stacheldrahtzaun zu Ende.

Am 24. August 1992 kam in Heidelberg nach dem Regen die Sonne

...

Und das Schloss kam dazu:

Schwer in das Tal hing die gigantische, / Schicksalskundige Burg nieder bis auf den Grund, / von den Wettern zerissen, / Doch die ewige Sonne goß / ihr verjüngendes Licht über das alternde / Riesenbild, und umher grünte lebendiger / Efeu.

Auch wenn sie Hölderlin gekannt hätten, für die müde Mutter und ihren Sohn hätten die Verse kaum Strahlkraft gehabt

...

Unser zweites Zuhause lag im Süden von Heidelberg in einem Viertel namens Emmermertsgrund, einem Städtebauprojekt, bei dem mit Beton nicht gegeizt worden war. Dafür gab es Hanglage mit Blick auf die Rheinebene und immerhin Weinberge in den Ausläufern des Naturparks Neckartal-Odenwald.

DR. HEIMAT

Fragt mich jemand, was Heimat für mich bedeutet, erzähle ich von Dr. Heimat, dem Vater meiner ersten Amalgam-Füllung. Kennengelernt habe ich Dr. Heimat an einem heißen Tag im

Herbst 1992 in seinem Emmertsgrunder Garten. Ich war auf der Höhe des Gartens auf der anderen Straßenseite, da hörte ich jemanden rufen, hörte einen Gruß. Ein alter Mann war es, Schnurrbart und SpeedoBadehose, der den Rasen mit einem Schlauch wässerte und mir zuwinkte.

Muss man skeptisch werden, wenn einen Senioren in SpeedoBadehosen grüßen? Ich grüßte zurück. Er suchte über den Zaun das Gespräch, fand wenig — mein Deutsch war miserabel. Dass er freundlich grüßte, über die Straße hinweg, genügte erst mal auch. Dr. Heimat trug seinen Schnurrbart als Schnurbart, also als einen Clark-Gable-Strich, diese heute leider fast ausgestorbene Gesichtshaarrasse. Mit fünfzehn fand ich den Schnurbart Furcht und zugleich Vertrauen einflößend, er passte zu meinem Bild von Deutschland.

Die Straße, in der sein Rasen sehr weich aussah, sein Haus groß und sein Saab auf eine gute Weise alt, war die schönste Straße des Emmertsgrunds mit den meisten Alarmanlagen. Eine Familie hatte Dr. Heimat nicht, was ich schade fand bei so guten Manieren, Schnurrbart und Zähnen. Auf meine Zähne sprach er mich im darauffolgenden Frühling an. Wir hätten bis dahin nie mehr als ein paar Sätze miteinander gewechselt, er muss die Apokalypse in meinem Mund irgendwie durch die Wangen entröntgt haben. Er riet mir, in seiner Praxis vorbeizukommen. Das sei jederzeit möglich, er empfehle aber: sehr bald.

Eine Krankenversicherung hatte ich nicht, Dr. Heimat war das egal. Er hat unser aller Karies behandelt: bosnischen Karies, somalischen Karies, deutschen Karies. Einer ideellen Heimat geht es um den Karies und nicht darum, welche Sprache der Mund wie gut spricht.

Ich musste mehrmals antreten. Beim vierten oder fünften Mal erzählte ich auf dem Behandlungsstuhl ein bisschen von mir, ein bisschen von der Familie. Nicht weil Dr. Heimat neugierig war. Er war nur unglaublich nett. Ich radebrechte von Mutter, die sich in der Wäscherei abschu1ete. Ich sagte, sie sei als Marxistin eigentlich so was wie eine Expertin für Ausbeutung, und jetzt werde sie ausgebeutet.

Dr. Heimat lächelte, schob ein fies aussehendes Gerät in meinen Mund und wurde den Spruch los: »Karl Marx htte wahrscheinlich schlechte Zähne, aber gute Ideen.«

Er begann an meinen zu schaben und sagte selbstvergessen: »Die Arbeiter haben kein Vaterland.« Irgendwann erzählte ich ihm auch von meinem Großvater Muhamed. Dass ich glaubte, er sei von uns allen am wenigsten glücklich in Deutschland, allerdings viel zu freundlich und dankbar, um das zuzugeben. Dr. Heimat erkundigte sich, ob es etwas gab, was mein Großvater gern unternahm.

Fragt mich jemand, was mir Heimat bedeutet, erzähle ich vom freundlichen Grüßen eines Nachbarn über die Straße hinweg. Ich erzähle, wie Dr. Heimat meinen Großvater und mich zum Angeln an den Neckar eingeladen hat. Wie er Angelscheine für uns besorgt hat. Wie er Brote geschmiert und sowohl Sa1 als auch Bier dabeiha tte, weil man ja nie weiß. Wie wir Stunden nebeneinander am Neckar standen; ein Zahnarzt aus Schlesien, ein alter Bremser aus Jugoslawien und ein fünfzehnjähriger Schüler ohne Karies, und wie wir alle drei ein paar Stunden lang vor nichts auf der Welt Angst hatten.



Mainschleife bei Urphar

NOIGEPLACKT AM GEYERSBERG

rf, 25.08.2013 – 04.10.2015, frei nach Cara Dillon/Sam Lakeman, "The Hill Of Thieves"

Nur en Noigeplackte war ich zu lang hier
fer de Wald- und fer de Wein
uff weißem Kalk un rotem Stein,
fer all die alte Mauern,
wo alte Geister lauern
un de Wind dorchheult
„Mach dich fort, komm mit mir!“

Wo der Kilian aus Irland geköppt worn is,
Heut noch als Heiliger beschützt
er Wein un Winzer, ob's nützt?
Wo scho Haufe von Bauern
angerannt gäche Mauern
aus Missbrauch un Macht
die Enkel's heut noch ausfechte, gewiss.

Wo säller Fürst un Pfaff mit Kreuz un
Schwert
scho die Jude vertrieuwe,
Männer, Fraa un - oh Liewer! -
sogar Kinn verbrannt,

einfach Hexe genannt,
Soi schwarzes Blut
strömt noch dorch's Land am Geyersberg,
hochgeehrt.

Nur en Noigeplackte fer die Stadt un den
Dom,
fer's Gered' un den Schwall
der als Maa mit all
soine Schleife un Knie,
soi Richtung sucht her un hi
wie die Mensche am Rand
hi un her, manche gäche de Strom.

Nur en Noigeplackte war ich zu lang hier
fer de Wald- und fer de Wein
uff weißem Kalk un rotem Stein,
fer all die alte Mauern,
wo alte Geister lauern
un de Wind dorchheult
„Mach dich fort, komm mit mir!“



Holger Paetz *1952, Liedermacher, Autor, Kabarettist, wuchs in Aschaffenburg-Leider auf, Abitur am Kronberg-Gymnasium

DER PATRIOT

Holger Paetz

aus:

Die Brücken hoch, das schadet nicht.
Wir müssen jetzt gewappnet sein.
Die Fenster zu, die Grenzen dicht.
Von außen will nichts Gutes rein.

Wenn Patria in Not gerät,
behelligt wird, vielleicht vom Feind?
Braucht's einen, der verlässlich steht,
sich nicht verdrückt und nicht gleich weint.

Es ist der Patriot, na klar,
der sich in jede Bresche schmeißt,
der hohnlacht jeglicher Gefahr,
und notfalls auch sein Hemd zerreißt.

Aus echtem Stolz auf's Vaterland,
der tief in seinem Innern wühlt.
Das Herz gebietet dem Verstand.
Er nennt es Liebe, was er fühlt.

Wie kann man stolz auf etwas sein,
in das man reingeboren ist?
Die Frage wird ihn nicht erfreun.
Da ahnt er gleich die böse List.

Da reagiert er schnell mit Grimm.
Da geht das Witzeln ihm zu weit.
Bei solchen Fragen mangelt's ihm
schon aus Prinzip an Lustigkeit.

Und spürt er Chaos, Anarchie,
da wird's ihm in der Seele wund.
Er hasst Gewalt. Und würde nie
damit beginnen ohne Grund.

Er möchte Frieden. Unbedingt.
Doch will er nicht als Pazifist
bezeichnet werden. Wie das klingt!
Als ob er kraft- und wehrlos ist.

Der Patriot? Wie hirnerbrannt!
Den kann man wecken in der Nacht.
Es flüstert einer „Vaterland“,
schon ist er um den Schlaf gebracht.

Schon springt er in die Stiefel rein
und ballt die Faust zur Gegenwehr.
Haut notfalls alles kurz und klein.
Nachfragen kann man hinterher.

An Vaterländern gibts nur eins.
Und müsst er in ein anderes,
dann, glaub ich, hätt er lieber keins.
Denn seins ist ein besonderes.

Er findet auch nicht alles gut,
was seinerzeit geschehen ist.
Doch bringt es ihn in stille Wut,
wenn's heißt, dass man sich schämen müsst.

Man soll die Größe früherer Zeit
betonen, weil uns das erhebt,
und nicht das unverdiente Leid,
das auch noch zäh am Hacken klebt.

Den Zweifel hätscheln hilft doch nicht.
Zerrissenheit hat nie versöhnt.
Das Land braucht Richtung, weil es sich
von selber keine angewöhnt.

Der Mensch braucht Regeln, wenn der Staat
es schaffen soll, zu prosperiern.
Doch wirr und wüst wie Obstsalat?
Da werden alle nur verlieren.

Zu viel an Vielfalt überrollt.
Dergleichen wird ihm schnell zu bunt.
Wer's bunter will als Schwarz-Rot-Gold,
der plant in Richtung ungesund.

Es gibt so manchen Tunichtgut,
der einfach hier nicht hergehört.
Der Patriot ist auf der Hut,
und wittert, ob da einer stört.

Horcht angestrengt zum Fenster raus,
wo leider nur der Nachtwind weht.
Er seufzt und macht die Lampe aus
und kuschelt sich ins Flaggenbett.



DÖRFLEER OHNE ARG

Mahmud Darwish

Noch kannte ich die Gewohnheiten meiner Mutter nicht, nicht ihre Verwandten, als vom Meer die Lastwagen kamen. Doch kannte ich den Tabakduft um den Mantel meines Großvaters und den ewigen Duft des Kaffees, seit ich geboren wurde, so wie hier das Haustier geboren wird, in einem Ruck!

Auch wir haben einen Schrei bei der Landung am Rande der Erde. Nur lagern wir unsre Stimmen nicht in antiken Krügen und erhängen nicht Bergziegen an der Wand, beanspruchen nicht das Reich des Staubs, unsre Träume schauen nicht hinab auf die Trauben der andern, noch brechen sie die Regel!

Mein Name hatte noch keine Federn, dass ich weiter hätte springen können am Nachmittag. Die Aprilwärme scheuchte uns stets den Fiedeln unsrer Besucher gleich auf wie die Tauben. Ich hab eine erste Glocke: Der Reiz der Frau verführt mich, auf ihren Knien nach Milch zu schnuppern, und ich entflieh den Sticheleien am Tisch!

Auch wir haben unser Geheimnis, wenn die Sonne von der Pappel fällt: Uns packt der Wunsch zu weinen um einen, der starb, für nichts starb, uns treibt das Verlangen, Babylon zu besuchen oder eine Moschee in Damaskus, uns vergießt eine Träne aus Taubengurren im ewigen Leidenslauf!

Dörfler ohne Arg, ohne Reue beim Sprechen. Unsre Namen gleichen einander so wie unsre Tage, unsre Namen benennen uns nicht genau. Wir schleichen uns ein ins Gespräch der Gäste. Uns gehört, was wir zu der Ausländerin über die Erde sagen, wenn sie auf ihr Taschentuch Feder um Feder stickt aus dem All unsrer heimkehrenden Spatzen.

Keine stärkeren Nägel hatte der Ort als den Paternosterbaum, als vom Meer die Lastwagen kamen. Wir waren gerade dabei, unsren Kühen in den Gattern das Futter zu richten, unsre Tage in Truhen aus unsrer Hände Arbeit zu ordnen, um die Liebe des Pferdes zu werben und dem verirrtten Stern einen Wink zu geben.

Auch wir bestiegen die Lastwagen. Unsre Zerstreung am Abend war der Smaragdglanz in der Nacht unsrer Öl bäume und das Bellen der Hunde zu einem Mond hinauf, der über den Kirchturm zog, doch waren wir ohne Furcht. Denn unsre Kindheit war nicht mit uns gekommen. Wir begnügten uns mit einem Lied: Bald werden wir zurückkehren in unser Haus ... wenn die Lastwagen ihre Überlast absetzen.



DISTANT SHORE - FREMDER STRAND

Billy Bragg/Karan Casey, dt. r.f.

Jeder Mensch braucht etwas
wie ein Zuhause'
ich such eine Zuflucht in 'ner
Welt voll Saus und Braus
angeschwemmt an fremdem Strand,
kein Zurück in ein Heimatland

Was ich auch sage,
Feindseligkeit bloß
sie fürchten am meisten,
sie wer'n mich nicht los
an ihrem fremden Strand,
kein Zurück in ein Heimatland

Entfloh meinen Peinigern
über das Meer
Doch die Erinn' rung zieht mir
stets hinterher
//:angeschwemmt an fremdem Strand,
kein Zurück in ein Heimatland://
angeschwemmt an fremdem Strand, ...



MARIA IM BOOT

Es gibt manche Menschen,
bedrängt von Zeitfressern und Mangel im Schlaf.

Es gibt viele Menschen,
geplagt mit Gedanken, gehetzt auf den Wegen.

Es gibt neue Menschen
mit guten Sensoren und Händen der Güte.

Es gibt neue Menschen,
die praktisch umarmen und andere retten.

Es gibt immer Menschen,
die hoffen auf morgen trotz schlechter Prognosen.

Es gibt diese Menschen
vom Handwerk des Guten mit Mühen und Kraft.

Es gibt neue Menschen,
die glauben ganz fest: Das Boot hält uns aus.

Ludwig Stauner

Ceija Stojka *1933 †2013, österr. Schriftstellerin u. Künstlerin; gehörte den Lovara-Roma an, die besonders in Zentral- und Osteuropa beheimatet sind; überlebte als Kind drei Konzentrationslager; (hier unten grün gekennzeichnet)



SOLANGE ES ROMA GIBT, WERDEN SIE SINGEN

Ceija Stojka: AUSZÜGE AUS EINEM GESPRÄCH MIT KARIN BERGER (1992)

Ich weiß nicht, wer das komponiert hat, »Lustig ist das Zigeunerleben«. Mir gefällt es nicht, wenn sie das singen. Was ist da lustig? Für den, der kein Rom ist, ist es lustig. Aber für mich, die ich dieses Leben habe führen müssen, für mich ist es nicht lustig.

Sicher hat mir das Reisen auch gefallen. Als Kind, mit fünf, sechs Jahren, erlebt man es anders. Du kriegst ein Reindl in die Hand, da ist etwas drinnen, Kartoffeln oder Hendl, du setzt dich unter den Wagen und isst und spielst mit den Reindln oder mahlst den Kaffee. Oder du hilfst deiner Mama bei ihrer Arbeit. Ich habe das Bettzeug aufgeschüttelt, und wenn sie Wäsche gewaschen hat, habe ich sie auf die Büsche gehängt. Im Wohnwagen hatten wir wenig Platz, und auch der Raum, den wir neben dem Wagen benützten, war beschränkt. Aber wir haben Augen gehabt, wir haben die Ferne gesehen und den Flug der Vögel und die Bäume, wenn sie getanzt haben.

...

Manchmal mussten wir zwölf Stunden auf der Landstraße fahren, links konnte man nicht abfahren und rechts nicht, auf der einen Seite war eine Schlucht und auf der anderen ein Felsen. Wir brauchten aber Wasser und ein wenig Platz, die Pferde mussten sich ausbreiten können.

Und es gab auch Situationen, wo der Bauer gesagt hat: »Nein, auf meinem Grundstück bleibt ihr nicht, da könnt ihr noch so viel zahlen. Ich lasse mir doch nicht von euren Pferden das Gras zertrampeln.« Da hörte die Lust auf. Denn nun mussten wir, ob wir wollten oder nicht, mit den Kindern und der schwangeren Frau oder dem kranken Baby so lange fahren, bis wir einen Platz bekamen.

...

Ich habe meinen Sohn Hojda gekriegt und es war saukalt. Es hat geschneit. Monika war noch ganz klein, zwei Jahre älter als er, sie ist 1947 geboren und er 1949. Nun hatten wir zwei kleine Kinder und waren auf der Reise. Einmal zogen dicke Schneewolken auf, dann regnete es wieder. Die Pferde waren durchnässt, das Bettzeug war feucht, seit drei Tagen waren wir unterwegs und fanden kein Quartier zum Einstellen. Es regnete und regnete, es schneite und schneite, es hörte nicht auf. Wo ist dann noch die Lust? Da denke ich mir, der, der das geschrieben hat, den betrifft es nicht, dem kommt das irrsinnig lustig vor.

Wie ich selbst noch ein Kind war, hatten wir natürlich unsere Hetz. Die Eltern schliefen auf dem Wagen, das Kleinste mit der Mutter und die anderen Kinder unter der Wagenstange. Die Zeltplane kam drüber, mit der die Pferde bei Regen zugedeckt wurden. Herrlich war es

da drinnen. Das Stroh, die Decken, die Pölster. Ja, was glaubst du, dann ist die Tante Gescha reingeschlüpft oder irgendeine Tante oder ein Onkel: »Na, wie geht's euch da drinnen? Alles okay? Kommt's her, ich hab heiße Erdäpfel.« Und da ist getratscht worden, bis wir umgefallen sind und geschlafen haben. Dann hat man noch gespürt, wie man getätschelt wird oder wie einem die Haare aus dem Gesicht gestrichen werden. Das war etwas Wunderbares. Wie ich aber etwas größer war, habe ich mir gewünscht, einen festen Raum zu haben. Dann kann ich rausfahren, wann ich will, aber ich muss nicht. Immer wieder war es traurig für mich, wenn wir von unserem Winterquartier weg mussten. Ich hatte mich an mein Zimmer gewöhnt, ich hatte es mir schön eingerichtet. In Fischamend hatte ich mir die alte Holztür so eingepägt, sie war aus einem Brett, sicher aus einem dicken Baum, mit einem Spalt in der Mitte. Ich konnte durchschauen und wusste, wer weggeht und wer wiederkommt. Auch mein Vater mochte das Reisen nicht. Er war ein sehr moderner Mensch. Selbst wenn wir unterwegs waren, trug er weiße Anzüge und seinen braunen Teddybärmantel. Und wenn er einen Hut aufsetzte, was er selten machte, dann war es ein weißer Panamahut. Er wollte das Reisen überhaupt nicht, er war viel zu ortsgebunden. Wir lagerten zum Beispiel in Wiener Neustadt und mein Vater war ein fescher Kerl, er hatte so schöne Haare, und zwischen ihm und den ortsansässigen Leuten entstand eine gewisse Sympathie. Dort waren zehn, zwanzig Bauernburschen, Bauernmädchen, die täglich mit ihm zusammen waren, die auch mit uns spielten. Aber plötzlich musste er wieder weiterreisen, und seine Bekannten konnten ihn nicht begleiten. Da war er immer traurig. Wenn er Geld gehabt hätte, wäre er sicher irgendwo bodenständig geworden, überhaupt mit sechs Kindern. Aber es ist ja nicht gegangen. Und wer etwas anderes sagt, der lügt. Immer habe ich mich geärgert, wenn sie dieses Lied gesungen haben. Lustig ist es, solange alles funktioniert. Man hat einen wunderschönen Wagen mit vier gesunden Reifen und zwei gute Pferde mit acht gesunden Haxen. Man hat monatelang wunderbares Wetter und die Menschen kommen einem freundlich entgegen. Sie lachen, wenn sie einen sehen. Hätte ich aber wählen können, dann hätte ich mir ausgesucht, ein normales Leben zu führen. Für mich wäre schön gewesen, alle Verwandten um mich zu haben und brav in die Schule zu gehen. So hätte ich etwas Anständiges gelernt und wäre nicht gezwungen gewesen, hausieren zu gehen.



MACH-DICH-FORT-LIED

r.f. frei nach MOVING ON SONG, Ewan MacColl and Peggy Seeger

Geborn am hellichte Nachmiddaach
 am Straßerand uff 'm Pferde-Waache
 vom 30-Tonner wackelt's Kindbett
 Poliziste komme un babbele bleed
 du wärscht besser annerm'ort geborn, moi
 Kind,
 als fort, mach dich fort, als fort, mach dich
 fort, komm, verschwind!

Geborn inme luftige Lumpezelt
 in de Krumbernzeit uffm Krumbernfeld
 Und der Bauer ruft: Feierowend heit
 fer eich is allemol höchste Zeit
 du wärscht besser annerm'ort geborn, moi
 Kind, ...

Geborn im Hänger näwwerm Bauplatz dort.
 Wo die Räder oisinke, is es Gras jetzt fort.
 Die Leut' komme her un koche vor Wut:
 Ihr dut hier dem Grundstückspreis nit gut,
 du wärscht besser annerm'ort geborn, moi
 Kind, ...

Geborn hinner einer Schlehndornhecke
 Bei Frost un geschlossener Neuschneedecke
 kaan Weihrauch, kaa Myrrhe, kaa Gold von-
 me Weise -
 stattdesse Polizei mit Verweis zur Weiterrei-
 se:
 du wärscht besser annerm'ort geborn, moi
 Kind, ...!

Uff'm Waache, im Hänger odder im Zelt
 hier geborn odder weit in de Welt
 Heit, gestern odder in frühere Daache,
 die Leut' wollte uns immer nur saache
 du wärscht besser annerm'ort geborn, moi Kind, ,
 als fort, mach dich fort, als fort, mach dich fort,
 komm, verschwind!



FLIEGEN
aus: Hans Traxler
(*1929, Tschecho-
slowakei, deutscher
Cartoonist)
Mama, warum bin
ich kein Huhn?

Ernst Bloch beschließt sein „Prinzip der Hoffnung“ mit folgenden fulminanten Worten:
„Die wirkliche Genesis ist nicht am Anfang, sondern am Ende, und sie beginnt erst anzufangen, wenn Gesellschaft und Dasein radikal werden, das heißt sich an der Wurzel fassen. Die Wurzel der Geschichte aber ist der arbeitende, schaffende, die Gegebenheiten umbildende Mensch. Hat er sich erfasst und das Seine ohne Entäußerung und Entfremdung in realer Demokratie begründet, so entsteht in der Welt etwas, das allen in die Kindheit scheint und worin noch niemand war: Heimat.“

Ein Blick zurück in die Kindheit hat der berühmte Karikaturist Hans Traxler gewagt. Hier eine Geschichte aus dem Bändchen „Mama, warum bin ich kein Huhn?“ - Kindheitserinnerungen

FLIEGEN

Als ich sieben Jahre alt war, flog ich zum ersten Mal. Keine großen Strecken, meistens legte ich nur zehn oder zwölf Meter im Flug zurück an guten Tagen vielleicht zwanzig oder dreißig Meter, nie mehr. Das mit den guten Tagen ist nur so eine Redensart, denn eigentlich flog ich immer nur nachts. Und ich flog auch nicht wirklich, sondern träumte, dass ich fliege.

Die Sache verlief immer auf die gleiche Weise. Kaum lag ich im Bett, fing ich an zu träumen. Ich ging über unsere Dorfstraße, zwischen Fußgängern und Pferdewagen. Und auf einmal, aus purem Übermut, breitete ich meine Arme aus, bewegte meine Handflächen nach unten, stieß mich von der Erde ab und flog. Nie sehr hoch, meistens in Kopfhöhe mit den Fußgängern, die nur kurz hinguckten, und dann wieder weg.

Ich ließ mir schon als kleiner Junge nicht gern etwas vormachen, deshalb glaubte ich auch in dieser Nacht nicht einfach, was da mit mir geschah. Das bildest du dir nur ein, dass du fliegen kannst, sagte ich mir immer wieder, während ich träumte, dass ich flog. Menschen können nun mal nicht fliegen, genauso wenig wie die Schafe und Kühe des Bauern Hiafl, unseres Nachbarn.

Aber dann konnte ich eben doch wieder fliegen. Ich stieß mich vom Boden ab, ruderte ein paarmal mit den Armen, und schon segelte ich gemächlich dahin. Ich spürte, wie der warme Aufwind in mein Hemd fuhr und es flattern ließ, über meinen Bauch strich er und hob mich hoch, manchmal nur einen halben Meter über die sandige Dorfstraße und selten höher als das Erdgeschossfenster meines Elternhauses.

So schwebte ich weiter und wunderte mich die ganze Zeit, dass das tatsächlich klappte. Du kannst wirklich fliegen, staunte ich, oh du es glaubst oder nicht. Wenn ich dann merkte, dass

der Aufwind nachließ, schob ich meine Beine nach vorn und landete in einer kleinen Staubwolke.

Aber es kam noch besser. Als das passierte, befand ich mich im Traum auf dem Sportplatz unserer Dorfschule. Sport war nicht gerade meine starke Seite, und Leichtathletik schon gar nicht, am wenigsten die kurzen Strecken. Schon beim Start kam ich als Letzter aus den Startlöchern, und im Weitsprung gelangte ich nie über die drei Meter zwanzig hinaus, drei Meter zwanzig, das war nahe an der Mädchenweite.

In dieser Nacht lief alles anders, und bis heute kann ich die ungläubige Begeisterung empfinden, die mein Jahrhundertssprung in mir auslöste. Leider nur bei mir, da es keine Zeugen gab. Als ich diesmal vom Sprungbalken abhob, landete ich nicht nach lächerlichen drei Metern im Sand, sondern segelte weiter und weiter, als wäre ich einer dieser Skiflieger, die mit weit vorgestrecktem Oberkörper endlos lang den Hang hinabschweben, zweihundert Meter und mehr. Ich war weit über die Sprunggrube hinaus geflogen, und als ich landete, stieß ich mit dem Kopf gegen eine Eckstange.

Über das, was am nächsten Morgen passierte, habe ich seither mit niemand gesprochen, und immer noch habe ich keine Erklärung dafür, was in dieser Nacht wirklich geschehen war. Gesichert ist nur, dass ich mit einem blauen Auge am Frühstückstisch erschien. Alle starrten mich an, mein Vater, mein Großvater und mein älterer Bruder.

Gesichert ist auch, dass ich auf die Vorhaltungen meiner Mutter («Eines Tages kommst du ohne Kopf nach Hause») mürrisch erwiderte, das sei beim Sport passiert. Worauf meine Mutter mich daran erinnerte, dass der Sportunterricht seit zwei Wochen ausgefallen war, wegen Dauerregens und Unbespielbarkeit des Platzes.

Und sicher ist auch, dass ich in der großen Pause losrannte, auf den Sportplatz, und dass der Platz und die Laufbahn noch immer unter Wasser standen und die Sprunggrube eine Schlammgrube war. Aber der Eckpfosten! Stand er nicht ein wenig schief und war da nicht, als ich ihn betastete, in Kopfhöhe, in meiner Kopfhöhe, eine merkliche Delle? Gar mit ein paar dunkelblonden Haaren daran?

Jetzt wusste ich gar nicht mehr, was ich von der Sache halten sollte. Allmählich verschwammen Traum und Wirklichkeit ineinander und durcheinander. Benommen saß ich in der Schulbank und hörte den Lehrer Schubert wie aus weiter Ferne reden und reden und reden. Von da ab habe ich nie mehr vom Fliegen geträumt. In den Jahren darauf träumte ich häufig von fremden Städten und Häusern, Gängen und Treppen, in denen ich mich hoffnungslos verirrte, oder von Gesellschaften, in denen ich plötzlich auftauchte, ohne Schuhe und Strümpfe, und manchmal in einem nicht ganz sauberen und zu kurzen Nachthemd.

Damals, als Siebenjähriger, arbeitete ich verbissen an meiner Sprungkraft, und fünf Jahre später landete ich bei den Schulmeisterschaften bei vier Meter fünfundachtzig, immerhin ein guter dritter Platz, aber nicht zu vergleichen mit dem unglaublichen Gefühl meines Jahrhundertflugs über die Sprunggrube hinweg, die Seitenlinie entlang, und voll an den linken Eckpfosten des Fußballplatzes. Die Narbe über meiner linken Augenbraue kann ich heute noch ertasten. Auch wenn alle behaupten, da sei nichts.



EUER FREIHEIT IS VELOOCHE!

Donovan/häisbischerisch r.f.

Als higerannt un hergebabbelt,
läbt schö frei un' locker!
Doch lasst de Kinn ihr Spielzeug
aus Pefferminz un' Zocker!
Ich will euer Flüschl nit,
ihr Vöschl, euer Freiheit is velooche.

Ihr denkt als hinner Maske
un' babbelt wie en Wasserfall.
Ich läs euern Gesichtsausdruck
wie'e Gedicht aus Hass un' Qual.
Ich will euer Flüschl nit,
ihr Vöschl, euer Freiheit is velooche.

Wenn ihr euer Gläser hebt
gut gefüllt mit Opferblut,
denkt ihr ni an die Schönheit
von de Moichensonn' un ihrer Glut.
Ich will euer Flüschl nit,
ihr Vöschl, euer Freiheit is velooche.

Wie Zinnsoldate funkeln schö
die Armeen uffm Schlachtfeld.
Die große Bombe fegt se um
wie'e Kinnerhand, die gewinne wöllt.
Ich will euer Flüschl nit,
ihr Vöschl, euer Freiheit is velooche.

Aus euerne Traum dringt wildes Schrein,
Kinn' krepieren gar schrecklich.
Beim Uffpoliern von de Kanone
spiegelt sich euer wahres Ich
Ich will euer Flüschl nit,
ihr Vöschl, euer Freiheit is velooche.

“Syrien”, euer neues Spiel,
was zieht ihr fer en schwarze Trumpf!
Oh verreck', ihr Grinsgesichter,
moin Traam versinkt in Euerm Sumpf!
Ich will euer Flüschl nit,
ihr Vöschl, euer Freiheit is velooche.



DE „ROTE MOPS“

Norbert Meidhof

Transkription von der DVD [„Komische Sache“](#)

Seit 33 Jahr haww ich jetz in Sackebich de „Rode Mops“
 De „Rode Mops“ is e ganz normales Lokal. Awwer was wolle die Leut heut? - Die wolle kaa Lokal. Die wolle eine Location! Eine Location!
 Und die muss ständisch wechsele.
 Erst jetz widder: Die Schütze ham ihr Fest, die Blokapelle, die Sänger. „Cäcilia lädt zur Pa-ell-ia“
 Die Fußballer feiern gleisch 14 Daach. Pokalturnier.
 Dann die Spechte – Waldfest. Ne.
 De VauDeKa sowwiso
 De Tennisclub: „Kulinarische Nacht – Essen und Trinken für einen guten Zweck.“
 Dann steht vorm Kinnergadde e Hüpfburch
 E Woche später hat die Feuerwehr e Hüpfburch
 Dann steht e Hüpfburch ba de Kleintierzüchter.
 Mit Ausschank natürlich!
 Mit Ausschank und Krillspezialitäten!
 Die Vereine ziehn ner die ganze Kundschaft fort!
 Die Wasserwacht: „Backfischfest“
 Die ham diesmal ein Wellnes-Bier im Angebot.
 Hörn se mal, Bier war scho immer Wellness.

Mer hats halt net so saublöd genannt. Mer hat gesacht: Zum Wohl!
 Von Weihenstephan gibt’s ein Anti-Aging-Bier. Ham se so was scho mal gehört?
 Anti-Aging - da wern se mit jedem Schluck jünger un lalle am End wie’n Säuchling. Un kacke in die Hose. Anti-Aging!
 Dene von Sankt Benedikt langt es Pfarrfest nit, da muss noch e Groddefest drangehängt wern!
 Die Evangelische ham ihrn „Fröhliche Kreis“. „Fröhlicher Kreis“ - Ich kenn die doch!
 „Fröhlicher Kreis“ - Der müsst heiße „Depressions-Zirkel“.
 Jetzt ham se noch e Krabbelgruppe gegründet.
 Un was mache die als allererschte Aktivität? - Die grille, die Krabbel-Krüppel!
 Die Woche steht im Gemeindeblättsche: Knoblauchfest der Vampire – also es Rote Kreuz.
 Isch saach „Vampire“!
 Die ham mansche im Dorf scho fuffzisch Mal ausgesaucht. In de Zeitung warn se abgebildet, die ausgezuzelte Zombies.
 Mittwochs steht vor de EDEKA so’n Hähnche-Grill-Krakl. Freidaach steht er vorm Teegut.
 Steht alles im Blättsche. Sie könne mer glauwe, wenn ich ins Blättsche guck, kriech ich Gastritis.

Da kriech isch en Zorn. a schwillt mer de Kamm!
Moi Schiffche war früher mal weiß.
Hochzeide odder Geburtsdaache werde auch nischt mehr in de Wirtschaft gefeiert.
Da geht's ins Vereinsheim. Da stehn die Thermoskanne. Da kommt die Oma mit de Donauwelle.
Alles werd selwer gemacht.
Un dann jammern se. Ne, dann jammern se!
„Die Wertshäuser schterwe aus! Es gibt keine Dorfkultur mehr – hü-hü-hü-hü-hü...“
Beim Turnerfasching, do gibt's nur freiwillige Helferinne.
Da git's kaa Personalkoste, da git's kaan Juchenschutz, da git's kei Sperrstund, da git's kaa GEMA-Gebührn, nix.
Wenn ich nur die Nachrichte anstell bezahl ich GEMA.
Un ich bezahl Steuern.
Die Vereine sin ja gemein-nützlich.
Wolle se die Wahrheit wisse?
Wolle se die Wahrheit wisse?
Des is organisierte Krininalität.
Warum?
Weil des reine Schwarzaweit is!
Des is, wie wenn die Vereine am Wochenende tapeziern, Fliese leeche. Für en guude Zweck.
Da möcht ich mal die Dünscherinnung, die Flieselecherinnung hörn.
Denne Verein würd sofort es Handwerk gelescht,
Awwer die Gastronomie is ja en rechtsfreie Raum.
De Bürchemeister will doch kaa Wähler veprelle.
Un Vereine sin Wählerpakete!
Ich hab ja nur eine Stimme.
Wissese was? Wissese was?!
Jeder Wirt müsst ba de Wahl so viel stimme ham wie Sitzplätz in sam Lokal.
Genau! Da deets annerscht aussehn in de Welt.
Meinese die freiwillige Helferinne müsst e Gesundheitszeuchnis vorleesche?
Un ba mir däff die Muttl nimmer in die Küche wächem Gesundheitszeuchnis

Auch wenn's der Gast nict sieht, is in de Küche ein offenes Bein verboode. Des is verbode!
Wenn die Muttl noch einmol in die Küche humbelt, humbelt se dorch die Küche in de Knast.
Awwer die Friederike mit ihrer Schuppflechte. Die manscht bam Pfarrfest im Kartoffelsalat.
Da wühle die Hend noi bis hoch an die Achsel.
Die saache, nirschends wär de Kartoffelsalat soo gut gewürzt.
Un saache mal was. Saache mal was!
Da heißt's, „Der gönnt uns des Fest nit! Einmol im Jahr, des kleine Festsche, des gönnt der uns net!“
Einmal im Jahr – ich hab's nachgezählt – es sind 28 Festschen!
Un wie da gespült wird, wie dort gespült ... gespült kammer net saache.
Die ham einen Wasserbottisch, da schwimmt's drauf rum wie in de Kläaraanlaache
Un mir will Brüssel die Bierdeckel verbieten!
„Wegen gesundheitsgefährdender Mikroben aus verschütteten Getränken.“
Die sin doch besoffe!
Odder die sin bestoche!
Sonst dääte se doch nit es Reinheitsgebot beseidische!
Bierschaumstabilisator heißt des heut.
Bierschaumstabilisator!
Freihandelszone, um Leut wie mich kaputt zu mache.
Mir schreibt die EU einen Spuckschutz vor, also e Vitrine.
Un ba de Kleintierzüschter geifern die Hund auf die Würscht.
Wenn früher mal was aus Brüssel komme is, da wars en Reisebus.
Da hawwich mich gefreut. Die sin ba mir eingekehrt. Wunderbar. Wunderbar!
Heut komme aa noch Busse.
Es komme genuuch Busse.
Die stelle mer de Parkplatz zu, die Verbrecher verkaufe ihrn Kaffe selwer, die verkaufe Kuche, die verkaufe Würstchen, Bier, Limo, ALLES!
Un wo e' werd gepinkelt un gekackt? - Des könne Se sich denke!

„Dürfen wir mal Ihre Toaalette benutzen?“
 - Heiß isch Dixie??
 Ich hab Ihne des Ganze nur gesacht, damit
 Sie vielleicht verstehe ... könne, warum
 de „Rode Mops“ zumacht.
 Un zwar für immer
 Ja, für immer!
 Keine Sentimentalität!
 Schluss ferdisch, aus!
 Mer ham e anneri Zeit.
 Die Dorwertschafte verabschiede sich.
 Die Wirtsleut könne sehn wo se bleiwe.
 Päschter-Pesch, saache die Leut.
 Päschter-Pesch ...

„Dürfen wir mal Ihre Toaalette benutzen?“
 - Heiß isch Dixie??
 Ich hab Ihne des Ganze nur gesacht, damit
 Sie vielleicht verstehe ... könne, warum
 de „Rode Mops“ zumacht.
 Un zwar für immer
 Ja, für immer!
 Keine Sentimentalität!
 Schluss ferdisch, aus!
 Mer ham e anneri Zeit.
 Die Dorwertschafte verabschiede sich.
 Die Wirtsleut könne sehn wo se bleiwe.
 Päschter-Pesch, saache die Leut.
 Päschter-Pesch ...



DACAPO BIS SCHLUSS

Melodie: Oh come by the hills, E.&F. Furey, Text r.f.

Komm üwwer de Berg nab ins Tal
 wo die Bech munder springt.
 Wo die Hainbuche rausche
 un' nit nur die Schwarzdrossel singt
 Leis es Rotkehlchen peift
 Und de Grünfink schlägt so gut er kann
 Aus de Ebene flattert en Kiebitz
 verbei dann und wann.

Komm üwwer de Berg nab ins Tal
 wo es Meärsche dahaam.
 Wo's Tragödie und Lustspiel git
 däächlich un mit Tamtam
 Legende, sie läbt

und die Sage geht von Mund zu Mund.
 Satire ist doi däächlich Brot,
 so bleibste gesund.

Komm üwwer de Berg nab ins Tal
 wo es Läwe e Lied.
 'S hebt an mit de Terz
 und de Rhythmus
 er treibt und er zieht
 üwwer Höhe und Tiefe,
 - nutz' die Pause, wer Luft hole muss! -
 und widder von vorne weil's hääßt:
 Dacapo bis Schluss.

Sudabeh Mohafez, dt. Schriftstellerin, *1963 in Teheran:
"Ich halte Heimat für eine Utopie"



DER ALTE KÖNIG

Sudabeh Mohafez

An dem Tag trug ich ein Dirndl. Ich hatte drei verschiedene und dies war mein Lieblingsdirndl: grün mit kleinen Rosen darauf. Es war warm in Teheran, die Sonne blendete. »Oktober 1966« steht in der runden Schreibschrift meiner damals einunddreißigjährigen Mutter auf der Rückseite des Fotos. Die schwarze Tinte ihres Füllers hat mit den Jahren die Farbe eines tief dunklen Aquamarin angenommen, und ich kann mir die Tatsache, dass ich mich an die Begebenheit überhaupt erinnere, obwohl ich gerade erst drei geworden war, nur damit erklären, dass wir im Familienkreis später noch mehrmals Ähnliches erlebten.

Was ich zu erinnern meine, ist schwammig und ungewiss — bis auf eines: das Wort, das der Mann, der auf dem Foto neben mir steht, freudestrahlend sagte. Es ist Teil der Hörerinne-rungen meines Lebens geworden. Als hätte etwas in mir damals schon gewusst, dass es eine Wichtigkeit hat, etwas Wesentliches transportiert, etwas, das mir damals allerdings schleierhaft blieb. Und tatsächlich sollte es noch über zwanzig Jahre dauern, bis ich eine erste Ah-nung davon bekam, was sich mir in diesem Moment, der, auf Zelluloid und Fotopappe ge-bannt, heute als Schwarz-Weiß-Reminiszenz auf meinem Schreibtisch liegt, dargeboten hat als fein gewebtes Muster im Teppich meines Lebens.

Meine Mutter, schwarze Pariser Pfennigabsätze, Dreiviertelarm-Oberteil aus einem Gemisch dunkler Seide und Baumwolle, knielanger, figurbetonter Rock und die Haare modisch hoch-gesteckt, bückt sich zu einem Wägelchen hinunter, das man heute Buggy nennen würde und in dem mein jüngerer Bruder sitzt. Ich lächle in die Kamera. Neben mir steht der junge Mann, vielleicht siebzehn, achtzehn Jahre alt, in schä-bigem Anzug und einem häufig gewa-schenen Hemd. Er strahlt meine Mutter an. Seine weiche, melodische und möglicherweise vom Stolz über seine Kenntnisse ein wenig gehobene Stimme klingt mir noch in den Ohren. Mit leuchtenden Augen sagte er: »Oilitleh!« Er sagte es zwei Mal und beim zweiten Mal wendete sich meine Mutter mit einem höflichen Lächeln hilfesuchend zu meinem Vater um, der gerade das Foto schoss. Wie die Situation ausging, weiß ich nicht mehr, nur dass ich spä-ter im Auto fragte, was der Mann denn gesagt habe, weil ich das Wort nicht kannte und spürte, dass irgendetwas nicht in Ordnung war. »Ach«, sagte mein Vater, »nichts weiter. Er hat ‚Oilitleh‘ gesagt. Viele meiner Landsleute glauben, das sei die schick-liche Art, Deutsche zu begrüßen.« Ich verstand nicht, was er damit meinte, und machte ein Lied aus dem Wort, was meinen Vater zum Lachen brachte: »Oilitleh, Ohoilit-leeeeeeh, Ohoi-ohoi-ohoilitlehe-heeeee«, und immer so fort, bis meine Mutter auf dem Beifahrersitz herumfuhr,

mich ärgerlich ansah und mir den Mund verbot. Erschrocken, verwirrt und verschämt starrte ich auf den Boden. Sie sagte nichts weiter, drehte sich nur um und schwieg beharrlich während der gesamten Heimfahrt.

»Was heißt das?«, fragte ich später meinen Vater, als er mich ins Bett brachte. »Was heißt ‚Oilithleh‘?« Das Sprech- oder besser Singverbot hatte dazu geführt, dass ich inzwischen ganz vernarrt war in das Wort. »Und warum hat der Mann den Arm so komisch nach vorn gestreckt, als er es sagte?« Vater strich mir über die Stirn. »Es gab einmal einen König in Deutschland«, erklärte er. »Er hieß Hitler. Er dachte, die besten Menschen der Welt kämen aus dem Iran. Er nannte sie Arier. Und wie du weißt, ist der Titel unseres iranischen Königs Schahanschah Ariamehr: Kaiser der Könige, Licht der Arier. Die Deutschen mögen die Iraner deswegen, und die Iraner mögen die Deutschen. Genau wie deine Mutter und ich uns ja auch lieben. Diesen König begrüßte man so, wie der Mann auf der Straße deine Mutter begrüßte, als er herausfand, dass sie Deutsche ist: Man streckte den Arm aus und sagte ‚Heil, Hitler!‘ Mit einem persischen Akzent gesprochen, klingt das dann wie ‚Oilithleh‘. Ich dachte über den alten deutschen König nach.

Irgendetwas stimmte immer noch nicht. Mein Vater schaltete das Licht aus, aber ich rief ihn zurück. »Warum darf ich denn nicht von dem König singen?«, wollte ich wissen. »Weil er ein schlechter König war, mein Kind. Schlechte Könige soll man nicht besingen«, gab er mir zur Antwort. Dann zog er die Tür zu und ich spürte, dass dies eine abschließende Erklärung gewesen war. Eine, auf die keine weitere folgen würde. In der Dunkelheit dachte ich darüber nach, was aus einem König einen schlechten König machte, kam aber nicht besonders weit damit. Also summte ich trotzig und mit fest geschlossenen Lippen meine Oilithleh-Melodie vor mich hin. Ich tat es, bis ich einschlief, und behielt diese Angewohnheit noch wochenlang bei.

Pablo Neruda; *1904; †1973, chilenischer Dichter und Schriftsteller, 1971 Nobelpreis für Literatur



FRIEDENSLIED

Pablo Neruda

Friede für die Abenddämmerungen,
die kommen,
Friede für die Brücke,
Friede für den Wein,
Friede für die Lettern, die mich suchen
und in meinem Blut aufsteigen,
das alte Lied umwindend mit Erde und
Lieb.,
Friede der Stadt am Morgen,
wenn das Brot erwacht,
Friede für den Fluß Mississippi,
den Strom der Wurzeln.
Friede für das Hemd meines Bruders.
Friede im Buche
wie ein Siegel aus Luft.
Friede für das große Kolchos von Kiew.
Friede der Asche dieser Toten
und jener anderen Toten
Friede für das schwarze Eisen Brooklyns.
Friede für den Briefträger,
der von Haus zu Haus geht
wie des Tages licht
Friede für den Choreographen
der durch einen Trichter
den Tänzerinnen zuruft.
Friede für meine rechte Hand,
die nur schreiben will
"Rosario":
Friede für den Bolivianer,
der verschlossen wie Zinnstein ist.
Friede für alle Sägemühlen am BioBio:
Friede für das zerfetzte Herz
des Partisanen Spaniens

Ich bin nur ein Dichter.
Ich liebe euch alle.
Umherirrend

geh ich durch die Welt,
die ich liebe.
In meinem Vaterland
kerkern sie die Kumpel ein
und Soldaten befehlen den Richtern.
Aber ich liebe die Wurzeln sogar
meines kleinen kalten Landes.
Müsst ich tausendmal sterben -
immer dort wollte ich sterben.
Würd ich tausendmal geboren -
immer dort wollt ich geboren sein.
Nahe der wilden Andentanne,
dem Toben des Südwindes nah
und den kürzlich gekauften Glocken.

Niemand denke an mich!
An die ganze Erde wollen wir denken,
auf den Tisch voll Liebe hämmernd.

Ich will nicht, dass wieder Blut
das Brot aufweiche
die Bohnen, die Musik.
Ich will, dass der Bergmann,
das Kind, der Anwalt, der Seemann,
der Puppenfabrikant
mit mir gehen,
dass wir ins Kino gehen,
heraus kommen,
den Wein zu trinken,
den rotesten Wein

Ich komme nicht
um etwas zu lösen.
Ich kam hierher
um zu singen
und auf dass
du mit mir singst.

UFFGEBRAUCHT

r.f. frei nach Utah Phillipps

Moi Läwe lang hawwich mit Rackern vebracht
Hab irschend'n Fettkopp nur reicher gemacht.
Wie'me aal' Hund had der mer'n Tritt gäwwe, gelacht,
"Verreck, du bist uffgebraucht!"

Uffgebraucht hadder moi Awweitskraft
Moin Kopp ausgesaugt, vezockt was ich geschafft
De Restlohn, die Papiere zammgerafft:
"Hau ab, du bist uffgebraucht!"

Ihr Leit habt en Gott den ihr Lohnawweit nennt
Fer irschend en Trottler werd geschuft't un gerennt
Un widder gerackert, geäichert, geschennt
Bis ihr all uffgebraucht

Uffgebraucht werd die Luft un de Wald
Es Wasser, die Erde, un wie steht's dann bald
Um dich un mich, komm saach mer halt
Was is, wenn mer all uffgebraucht?

Ich häng hier rum in moim Zimmer ganz still
Schlaachmüd zwische Wanze un Müll
Hab moi Läwe noch ni ganz runnergespült
Saach ni, ich wär uffgebraucht

Vorm Fenster passiert die Welt Daach fer Daach
Git merre Merkblatt un' spuckt mer uffs Aach
Un kaaner waas äbbes uff ma Fraach
Warum ich noch läb, uffgebraucht

Manchmal sitz ich dann da un traam
Blätter im Album unnerme Baam
Un die Kinn' saache zu mer schäi isses dehaam
Denke nie, ich wär uffgebraucht



Do git's Lieder un Läwe un Lache un Glück
Un all moi Geracker kriech ich zerück
det alles defür gäwwe, 's wär wohr, nur e Stück
Ich wär nie uffgebraucht

Uffgebraucht werd die Luft un de Wald
Es Wasser, die Erde, doch ich saach eiskalt
So lang ich noch schnauf: Jetzt macht äwwer Halt!
Noch bin ich ni ganz uffgebraucht.